

# Selbstbeschreibung eines Nichtliebenden

## Laudatio auf Wolfgang Schömel's Roman *Ohne Maria*

anlässlich der Verleihung des Preises „Buch des Jahres 2004“ am 21.08.2005 in Worms

von Andreas Dury

Wolfgang Schömel ist erst seit kurzem in der rheinland-pfälzischen Literaturszene bekannt. Eigentlich erst seit er im Jahr 2003 für seine Erzählung „Die Reinheit des Augenblicks“ den Georg-K.-Glaser Preis gewann. Etwas weiter nördlich, so in der Hamburger Gegend, ist er vermutlich erheblich prominenter, denn er ist seit über 15 Jahren Literaturreferent der Freien und Hansestadt Hamburg und Mit-Initiator wie Mit-Herausgeber des seit 1992 erscheinenden *Literarischen Jahrbuchs Hamburg – des Hamburger Ziegels* –, das in der Presse schon mal als die „umfangreichste Anthologie deutschsprachiger Gegenwartsliteratur“ bezeichnet wurde.

Wolfgang Schömel wurde 1952 in Bad Kreuznach geboren, studierte Literatur und Philosophie in Mainz und Bremen. 1982 promovierte er über das Thema „Irrationalismus und Pessimismus in Literatur und Philosophie zwischen Nachmärz und Jahrhundertwende“ – und „Irrationalismus und Pessimismus“ scheint auch sein Thema geblieben zu sein, wenn man sich die Protagonisten seiner Geschichten ansieht.

2002 hat Wolfgang Schömel in seinem Erzählungsband *Die Schnecke* in „13 überwiegend neurotischen Geschichten“ eine erste Kostprobe seines Stadtneurotikers gegeben: Männlich, so um die 40, Single, Angehöriger der neuen, gewissermaßen postmodernen Mittelschicht, ein irgendwie trauriger Intellektueller, der mehr oder weniger zufällig da gelandet ist, wo der Erzähler ihn aufgreift, ein unentschlossener Mensch, voller Selbstzweifel, einen gewissen Wohlstand genießend, aber verstört, heimatlos, auf der Suche nach Liebe.

Und dabei, bei der Suche nach Liebe, stellen diese Protagonisten sich überaus ungeschickt an. Wenn sie nun endlich einmal bei der richtigen Frau gelandet sind und eigentlich glücklich sein könnten, ausgerechnet dann werden sie von Selbstzweifeln gequält: „Ist das die Liebe?“, fragen sie sich und im selben Moment, ob sie überhaupt zu lieben in der Lage sind oder ob es nicht doch leider nur wieder diese Illusion von Glück ist, das im selben Moment, da der Protagonist diesen Zweifeln nachgibt, schon verflogen ist.

Man kann sagen: Wolfgang Schömels Protagonisten stellen sich im entscheidenden Moment das richtige Bein. Sie sind Meister der Selbstverhöhnung und Selbstverachtung und dabei aber verliebt in das Scheitern und verliebt in sich selbst. Man hat Schömel deshalb auch schon mit Houellebecq verglichen, wobei man aber sagen muss, dass Schömels Gestalten viel romantischer, viel weniger zynisch sind als die seines französischen Kollegen.

In der meines Erachtens sehr gelungenen, 2003 mit dem Glaser-Preis ausgezeichneten Geschichte „Die Reinheit des Augenblicks“ wird eine höchst dramatische Szene geschildert, bei der ein Mann in dem Moment, in dem er mit seiner Geliebten das höchste Glück empfindet, gleichzeitig weiß, dass sie voneinander wegstreben und keiner bereit ist, sich dem anderen wirklich hinzugeben. Ich zitiere die Stelle aus dem hinteren Drittel der Erzählung, die den entscheidenden Wendepunkt markiert:

*Vielleicht sollte ich mein gegenwärtiges Wohlgefallen einfach „Liebe“ nennen? Andere tun das, ich jedoch bin ein Wortgläubiger, und dieses Wort gehört zu den wichtigsten Wörtern überhaupt. Vor keinem anderen Wort, „Tod“ vielleicht ausgenommen, habe ich eine derartige Ehrfurcht. Wenn ich es anwenden soll, muss ich genau wissen, was es bedeutet, und diese Wortbedeutung muss ganz und gar in mir anwesend sein. Beides aber ist niemals der Fall gewesen, wenn ich mit einer Frau zusammen war. Irgendwann wird Anja genug von mir haben. Sie wird gehen, besser: Sie wird nicht mehr kommen. Dann werde ich derart leiden, dass ich in meinem Wahn behaupten werde, sie zu lieben. Erst dann verstehe ich das Wort „Liebe“, und wahrscheinlich spreche ich es sogar aus, allein in meiner Wohnung. Es schüttelt mich bei diesem Gedanken.*

Ein zweites, neben dieser neurotischen Disposition, was an Schömels Helden auffällt, ist ihre Natur – oder sagen wir besser: Erdverbundenheit. Und was an dem Autor Wolfgang Schömel auffällt, ist seine Fähigkeit, Natur nicht nur kenntnisreich und genau, sondern auch stimmungsvoll zu beschreiben.

Fast alle seiner Hauptfiguren wandern oder joggen. Aber auch bei dieser Tätigkeit verfehlen sie ihr vorgestelltes Ziel. Sie werden nicht eins mit der Natur, sie bleiben bei sich selbst. Wenn sie in den Bergen wandern, packt sie die Höhenangst und zwingt sie, sich auf sich selbst zu konzentrieren, wenn sie sich zu ihrem Waldlauf aufmachen, werden sie von der Trägheit ihres Körpers gequält. Eingekekert in ihr ängstlich beobachtetes Ego, unfähig zu wirklicher Hingabe – weder an einen Beruf, noch an einen Menschen, noch an die Natur –,

quälen sie sich durch ihr Leben, das so zirkulär und ziellos erscheint wie die Laufstrecke eines Joggers.

Doch kommen wir nun zu dem preisgekrönten Buch *Ohne Maria*, das 2004 von Klett-Cotta verlegt wurde.

Ein Ich-Erzähler, Christoph Madle, liegt auf der Couch einer attraktiven Psychotherapeutin und erzählt sein Leben. Das ist sozusagen die Erzählgegenwart. Der Patient auf der Couch im Diskurs mit der Psychotherapeutin. Und es gibt einen weiteren Erzählstrang, in dem wir erfahren, wie es zu dieser Situation gekommen ist.

Madle ist promovierter Geisteswissenschaftler und hat nach dem Ende seines Vertrags als wissenschaftlicher Mitarbeiter den Einstieg in die Berufs- und Arbeitswelt nicht geschafft. Er sagt von sich selbst: „Ich hätte ein wirklich guter Universitätsphilosoph werden können. Aber ich nahm mein Studium nicht ernst. Ich empfand es als lächerlich, mein Leben unter dem Zeichen irgend eines toten Philosophen zu verbringen, wenn ich mich doch fast ausschließlich für Sex und Naturschönheit interessierte.“ Nun ist er arbeitslos und joggt durch den Wald, um sich mit sich selbst zu beschäftigen. Während einer seiner Waldläufe begegnet er Maria zum ersten Mal. Sie treffen sich zufällig auf einem Aussichtsturm, jeder mit seiner Höhenangst befasst, aber schließlich kehren sie in ein Gasthaus ein und lernen sich kennen. Maria ist Goldschmiedin, sie hat ein Biologiestudium angefangen, aber abgebrochen und ist, was ihre negative Selbsteinschätzung und die Abwesenheit eines Lebensplans betrifft, ihrem neuen Bekannten ziemlich ähnlich. Es kommt eine zaghafte, stets gefährdete Beziehung zustande. Maria ist ein depressiver Charakter voller Hemmungen und Selbstzweifel, die der ähnlich gestrickte Madle nicht überwinden kann. Die Beziehung wird nach kurzer Zeit von Maria abgebrochen. „Ich kann ganz einfach keine Beziehung haben“, sagt sie kategorisch, „es geht nicht.“

Nun ist Madle wieder allein, was ihm gar nicht unrecht ist. Maria war ihm wohl eine Spur zu kompliziert. Beruflich geht es bergauf. Er arbeitet als freier Mitarbeiter beim Hessischen Rundfunk, schreibt Rezensionen und philosophisch-literaturwissenschaftliche Features. Und außerdem bewirbt er sich bei einer Agentur, die die politische und industrielle Oberschicht mit Redenschreibern und Werbetextern versorgt. Madle ist bald ein geschätzter Mann und beginnt eine Beziehung mit Ingrid, der Sekretärin bei dieser Agentur. Sie ist eine Frau, die sich Madle sozusagen nie zugetraut hätte: jung, attraktiv, lebenslustig, anspruchsvoll. Madle spielt nun Tennis und geht Skifahren. Auch beim Sex scheint es keine Probleme zu geben. Aber offenbar ist ihm das zu einfach, fehlt ihm die existentielle Dramatik. Im Nachdenken

über sein Verhältnis zu Ingrid sagt er, er glaube „begeistert nur auf das Leid oder besser gesagt, die Bereitschaft zum Leiden“ reagieren zu können und weil er kein Leid bei Ingrid spürte, hätte ihn „die ganze gut aussehende, gut riechende und, wie ich später merkte, auch überall gut schmeckende Person“ zu wenig bewegt.

In dieser eigentlich unbeschwerten Zeit als gutbeschäftigter und gut bezahlter Ghostwriter erhält er einen seltsamen Auftrag. Ein reicher Industrieller, Jungmann, engagiert ihn, um ihm seinen Lebensbeichte zu diktieren. Madle zieht zeitweise zu diesem Mann in dessen Villa, die nur von ihm selbst und seiner Haushälterin bewohnt wird. Madle fasst Sympathie für den Mann. Er scheint ihm seelenverwandt, ein getriebener, tragischer Charakter, so wie Madle auch sich selbst sieht.

Bei einem gemeinsamen Aufenthalt in Portugal, wo Jungmann ein Ferienhaus besitzt, kommt auch Jungmanns Tochter zu Besuch. Und diese Tochter ist Maria.

Ihre Beziehung beginnt von Neuem. Sie richten sich eine gemeinsame Wohnung ein, und Madle besucht nach wie vor regelmäßig Marias Vater, um seinen Lebensbericht aufzunehmen. Er erfährt, wie Marias Mutter bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen ist, an dem sich sowohl der Vater, der am Steuer gesessen hatte, als auch die Tochter, die den Vater abgelenkt hatte, schuldig fühlen. In dieser Schuld, die Mutter getötet zu haben, sind Tochter und Vater offenbar verstrickt. Und möglicherweise war Jungmanns Strategie, Madle zu engagieren und seine Tochter auf diesem Umweg wieder mit ihrem früheren Freund zusammenzubringen, ein Akt versuchter Wiedergutmachung.

Als Jungmann stirbt, zieht Madle mit Maria in die Villa. Aber sie werden nicht glücklich. Immer wieder ist Madle genervt von der hyperkomplizierten Maria, die nichts anpacken und nichts zuendeführen kann. Schließlich brechen sie zu einer lange geplanten Bergwanderung in die Alpen auf. Maria scheint heiter und gelöst, wie noch nie. Sogar ihre Höhenangst scheint sie überwunden zu haben. Madle ist erfreut, aber auch irritiert über diese unerwartete Wendung. Und dann, auf einer ihrer Wanderungen, als ein schmaler Weg an einem tiefen Abgrund vorbeiführt und Maria schon vorausgegangen ist, weil Madle sich dieses Höhenangsterlebnis nicht sofort zutraut, stürzt Maria ab. Es kann ein Unfall gewesen sein, aber Marias depressive Disposition legt einen Selbstmord viel näher.

Nun verliert Madle jeden Halt. Er kündigt alle seine Arbeitsverträge, verursacht im Alkoholrausch einen schweren Autounfall, den er aber überlebt, und landet schließlich in Hamburg auf der Couch von Frau Dr. Morgan. Er ist wieder da angekommen, wo er losgezogen ist: bei der Suche nach sich selbst.

Ich möchte Wolfgang Schömels Buch nicht über den Leisten *Single-Generation-Buch* oder *Literatur der 78er Generation* schlagen, sondern den Aspekt hervorheben, der die sozialpsychologische Debatte um die Lage einer bestimmten Generation übersteigt.

Schömels Held ist so radikal ein Nicht-Held, wie ich es selten gelesen habe. Der normale Held tritt in die Welt hinaus, besteht seine Abenteuer, besiegt seine Ängste und Selbstsucht und kehrt gestärkt und geläutert in den Kreis der Heimat zurück.

Nicht so Christoph Madle. Er hat schon gar keine Heimat, von der aus er in die Fremde ziehen könnte. Er weiß nicht, wo er zu Hause ist, und das heißt: Er ist schon in der Fremde, bevor er losgezogen ist. Das einzige Vertraute scheint ihm sein Selbst, über das er sehr intelligent und sehr manisch nachdenkt. Den Ruf des Abenteurers überhört er geflissentlich. Es sind eher glückliche Zufälle, die ihn aus seinem engen Lebenskreis herauslocken. Aber neuen Herausforderung gegenüber – z.B. den Aufgaben für die Ghostwriter-Agentur – wahrt er eine ironische Distanz, nie erfasst er das, was ihm konkret vor Augen steht, als sein Ding, als seine Aufgabe, und die dialektische Figur „Selbstverwirklichung durch Hingabe“ kommt über kümmerliche Anfänge nicht hinaus. Entsprechend liebesunfähig bleibt unser Held. Obwohl er genau das als sein Problem erkennt, kann er nicht anders damit umgehen, als es immer und immer wieder sowohl für sich selbst als auch für seine Psychotherapeutin zu thematisieren. Radikal ist dann auch das Resümee: „Ich vermute [...], dass ich vor allem ein Nichtliebender bin.“

Die Qualität dieses Buches liegt in der sehr authentischen, fast schon quälend genauen Selbstbeschreibung eines Nichtliebenden. Und dadurch, dass die Erzählung in der ersten Person geschrieben ist, gibt es keine Metaebene, von der aus Madle kritisiert oder belehrt würde. Es bleibt dem Leser kaum etwas anderes übrig, als sich zu fragen: Bin ich auch so?

Vielleicht hat das Buch einen Subtext und vielleicht ist es dieser:

*Ohne Liebe bin ich nichts. Selbst wenn ich in allen Sprachen der Welt, ja mit Engelszungen reden könnte, aber ich hätte keine Liebe, so wären alle meine Worte hohl und leer, ohne jeden Klang, wie dröhnendes Eisen oder ein dumpfer Paukenschlag.*  
(1 Korinther, 13)